

Am Schanghai brennt's

Von Fritz Kummer

Japanische Soldaten haben die Chinesenstadt Schanghai in Brand geschossen. Die Flammen schlagen über dessen Mauer hinweg in die Niederlassung der Weißen, nach Schanghai. Die Flammen können den ganzen Fernen Osten, womöglich noch mehr in Brand stecken. Washington schickt dringliche Noten nach Tokio, amerikanische Kanonenboote sind von Manila nach Schanghai unterwegs. Andere europäische Mächte können sich nicht gut für desinteressiert an diesem Streitfall erklären, weil sie davon, wenn auch in verschieden starkem Grade, in Mitleidenschaft gezogen werden.

An der Niederlassung Schanghai sind 14 Mächte beteiligt. Sie haben dort, in dem sechsprozentigen Handelsplatz der Welt, umfangreiche Geschäfte mit Tausenden von Angehörigen. Es leben dort 50.000 Fremde (darunter 30.000 Japaner und 20.000 Chinesen) mit mehr als einer Million Chinesen, die meist direkt oder indirekt in Diensten der Ausländer stehen. In der internationalen Niederlassung haben verschiedene Ausländerchaften, so die Franzosen und die Japaner, eine besondere nationale Niederlassung gebildet. Hier werden die Sprache und die Sitten der fremden Nation gepflegt, und Geschäfte, Theater, Cafés, Tempel und Festungen haben den nationalen Charakter.

Schanghai, das „Paris des Fernen Ostens“, zieht nicht nur die Weißen unbändig an, sondern bildet auch die heiße Sehnsucht von Millionen chinesischer Proletarier. Sie kommen in Massen zu Fuß oder mit den Booten das Jangtsi-Fluss hinauf in der Hoffnung, hier Beschäftigung und genug Geld zur Stillung des Hungers zu finden. Die Hoffnung, in einer der Fabriken Beschäftigung und in einer der drumherum liegenden Hütten Lohn zu finden, erfüllt sich nur selten. Denn das Angebot von Händen ist immer weit größer als die Nachfrage. Was nun tun? Wieder heimwärts gehen ist schier unmöglich. So schaut man in den Straßen der Weißen nach Gelegenheitsarbeit um, bettelt sich ein paar Köstchen für sich und streckt die todmüden Knochen in irgendeiner Ecke aus. Ist das Glück besonders hold, dann kann man von einem der vielen Reisenden oder Matrosen eine Rube, ein paar Schuhe oder gar eine Note geschenkt bekommen, womit man die nächste Woche beenden kann, also fast wie ein Europäer ausieht, aber man kann sie ohne bei einem Trödler verkaufen, was sorgenfreies Leben für eine Woche oder einen Monat bedeutet. Und die Aussicht auf eine dauernde Stellung besteht immer. So bleibt man eben.

Der ständig starke Zustrom von brotlosen Proletariern macht der Behörde von Schanghai schon in normaler Zeit schwere Sorgen. Die Sorge wird zur hellen Verzweiflung, wenn in China Unruhen ausbrechen oder Krieg wütet. Dann wälzt sich auf allen Wegen ein dicker Strom von verdinglichten, entsetzten Menschen in die Niederlassung. Alte Mütterchen mit gebundenen Füßen, junge Männer mit schweren Säcken, schreiende Frauen mit Säuglingen, kleine Kinder mit noch kleineren auf dem Buckel ergreifen sich in die Straßen und Wägen, um geschützt zu sein. Da für solchen Anblick weder Lohn noch Speisegelegentlichkeit bereit ist, kann man sich vorstellen, in welchem Zustand die Stadt gerät und wie die Stimmung der weißen Einwohner ist.

Noch kritischer wird die Lage, wenn bemaffnete Banden oder eine Soldateska die Stadt bedroht, oder wenn gar, wie im Jahre 1927, ein Teil der Einwohner mit der bewaffneten Macht vor den Toren sympathisiert. Die Stadt ist zwar dem Schutze der 14 Mächte unterstellt. Im Notfall muß das nichts, weil die Mächte nur zur Stillleistung brauchen. So hat der Gemeinderat, der von allen Steuerzahlern gewählt wird, eine Schutztruppe geschaffen, die aus 5000 Polizisten und 1400 Freiwilligen besteht, und seit den Unruhen von 1927 sind ständig zwei britische Regimenter dort stationiert.

Der Reisende, der zu Schiff nach Schanghai kommt, ist zunächst stark enttäuscht. Der Dampfer wirft in der unüberschaubaren Färbung des Jangtsi Anker. Ringsum schmutzige Flut, nach einer Seite hin kahles Land mit wenig Gebäuden. Erst wenn der Anker eine Stunde den Wangpu hinaufgeschwimmt ist, zeigen sich eine etwas freundlichere Landschaft und mehr Leben. Im Vordergrund steht eine lange Reihe hoher Gebäude mit allerhand Flaggen auf der Spitze sichtbar: der Bund, die prächtige Kaiserliche Schanghai. Hier haben die ausländischen Gesellschaften ihre Kanzleien und die fremden Konsulate ihren Sitz. Ein Verkehr, ein Menschengetümmel ist hier zu schauen, wie sie lebhafter und bunter kaum anderswo zu finden sind. Kraftwagen, Pferdegespanne und Rickshas („Mannkraftwagen“) rollen vorüber, und dahinter tobt ein Chinesen mit seinem Schwert, auf dem ein paar Menschen mit Gepäck weitergeschoben werden — oder

auch nicht, denn zuweilen kippt das Gefährt um. Zu beiden Seiten des Fahrdammes halten Weiße, Neger und Gelbe, spaziert die europäische Weltbühne, hellet die Chinesin, zeigen Kaufler ihre Kunst, Betteln arme Teufel, und immer und überall bieten Kulis ihren „Mannkraftwagen“ an. So wie auf dem Bund ist es fast in allen Straßen der Niederlassung.

Doch das ist nur ein Teil Schanghai; es hat noch einen anderen und einen überdies nicht weniger interessanten: die Chinesenstadt Schapei. Nur eine Mauer, die sich um das ganze Eingehorenenviertel herumzieht, trennt sie von der Niederlassung der Fremden. Der Durchgang durch die Mauer geht nicht immer glatt vonstatten. Hier stehen Händler, Kranke und Bettler, ein wenig zur Seite allerhand Mädchen, und sie alle warten auf Annehmlichkeiten, besonders auf weiße, um ihnen ihre Gebrechen, Waren und Körper anzubieten. Mit der Durchschlüpf endlich gelungen, ist man in einem verwirrenden Gewirg enger Gassen. Nach ein paar Minuten hat man jede Richtung verloren. In den Häusern wird verkauft, gearbeitet, gemohnt und gestorben. Hier und da ein Sarg, dessen Inhalt hier aufbewahrt wird, weil der Bahrlager noch keinen rechten Ruheplatz zu sagen gewohnt hat. Auf den Gassenböden liegt eine glockertartige Schicht, die sich allmählich von Staub, Urat und Rückenabfall gebildet hat. Der Bodenbelag leuchtet fast und muffelt noch stärker. Die Gassen sind dorthin eng, daß zwei Säulen sich nicht ausweichen können; die eine muß in einen Hauseingang gedrängt werden, damit die andere vorbeikommt. Hierbei fassen sich die vier Kulis durch Grimassen und Halsstehenden Augenblicke gegenseitig Respekt ein. Unversehens sieht man vor einem Teich, über den eine seltsame

Holzbrücke im Jangtsi führt. Die ein- bis zweistöckigen Häuser sind meist aus dünnem Holz mit viel Papier. Wenn hier ein Feuer ausbricht, ist eine Katastrophe da. Denn in diesem Gassen- und gewirg pressen sich anderthalb Millionen Menschen.

In diesen menschlichen Nienstod sondergleichen haben die Japaner Bomben geworfen. Man kann schon glauben, daß die Stadt fast ganz niedergebrannt ist. Was man sich aber nur schwer vorstellen kann, das ist die Panik, die der Brandstiftung gefolgt ist, und ist der Sturm, dem die Fremdenniederlassung von der dem Feuer geübten Kreatur ausgeht war. Was Wunder, daß die ganze chinesische Menschheit ob dieser Missetat laut aufbeul und daß sie mit erhöhtem Eifer gegen den Missetäter ihre Waffe anwendet: den Boykott japanischer Waren. Es wird also das verstärkt weitergeführt, was Japan gerade durch seinen Einfall in chinesisches Gebiet unterbinden wollte. Den Boykott wendeten die Chinesen zum ersten Male im Jahre 1919 planmäßig gegen Japan an. Gegen diese äußerst wirksame Waffe ist die japanische Regierung machtlos und auch die chinesische. Sie kann jederzeit ohne viel Umstände angewendet werden. Die Boykott durchläßt die chinesischen Läden nach japanischen Waren, nehmen sie mit und legen dem Händler eine Piße auf. Um sich vor derartiger Unheiligkeit zu bewahren, schaffen die Händler lieber keine japanischen Waren an. Und gar mander Boykott wird von einem ganz anderen Beweggrund als von patriotischer Uneigennützigkeit zu höchsten Eifer angetrieben.

Japan versucht nun, durch Befestigung chinesisches Gebietes und Bombardierung von Städten die widerpenigen Chinesen dem japanischen Warenhandel geneigt zu machen. Tah dies ein ganz ausichtsloses Unterfangen ist, weiß man natürlich auch in Tokio. Es ist darum bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß Japan jetzt, wo die europäischen Mächte in Schwierigkeiten stehen, seine alten Ambitionen in China verwirklichen will. Tah dem die anderen Staaten, insbesondere Amerika, tatenlos zusehen werden, ist nicht anzunehmen. Aus dem Brande von Schanghai kann demnach leicht ein viel größerer Brand werden.

Von drei Millionen Drei

Ein Arbeitslosenroman von Leonhard Frank

Copyright 1932 by S. Fischer Verlag AG., Berlin



Langsam zog er die Hundertpfundnote aus der Hosentasche, legte sie glatt in die Tischmitte. „Die gehört uns“, sagte er ernst und lehnte sich zurück.

„Reklame? ... Ich kenne diese Bettel! ... Glasauge drehte gleichgültig den Schein um und suchte auf der Rückseite nach der Anpreisung des Schwuppsmittels.

„Wenn die echt wäre!“ seufzte der Schneider, der die Note nicht einmal in die Hand nahm. „Woher hast du denn das Ding?“

Der Schneider sagte, und Nahrung brach ein wenig seine Stimme: „Die Note ist echt, und sie gehört uns. Die Note ist Südamerika.“

„Daß die Note echt war, hatte auch Glasauge unterdessen gesehen. Aber wie sollte sie ihnen gehören?“

Von weither wollte der Glaube sich schon nähern. Da machte Glasauge eine heftige Schleuderbewegung mit beiden Schultern und schrie, noch bevor sein Herz vom Glauben erreicht werden konnte, in ungewohntem Zorn: „Uns geht's schon saumäßig genug! Also mach du keine beschissenen Witze mit uns ... du ... du ...“ Mit Mühe hatte er das Schimpfwort verschluckt.

„Ich glaube euch ja gern, daß ihr's nicht glauben könnt, mir ist es anfangs ebenso ergangen, und dabei habe ich es doch erlebt.“ Eine Wärme war in seiner Stimme, die überzeugender wirkte als die Hundertpfundnote, die auf dem Tische lag, schmal und echt.

„Wenn das wirklich wahr ist — — —!“ In des Schneiders Augen stand eine Hellenangst, er konnte zu früh zu glauben anfangen. Er wich zurück.

„Wo willst du denn eine Hundertpfundnote herhaben? Das ist doch unmöglich“, sagte Glasauge, der schon zu glauben begann. „Einfach ganz unmöglich!“

Suerst sagte der Schneider: „Am ganzen Leben kann so ein einseitiger Glücksfall nicht mehr passieren.“ Und dann erzählte er die Geschichte, mit aller Macht die Erregung

unterdrückend, die ihn bei seiner Schilderung von neuem überkam.

In den Gesichtern der beiden, die verhaltenen Atems aneinander vorbei gerabeaus blickten, lautend auf das Wort, erstand die Szene am Parkgitter. Das Glid der Gewissheit brannte sich ein in ihre Herzen, und sie konnten es dennoch nicht fassen.

„Das ging nur ruckweise vor sich, Worte gab es da nicht, sogar das Atmen war schwer. Aufatmend hob Glasauge endlich beide Hände und ließ sie auf den Tisch fallen. Der Schneider schluckte und schluckte.

„Ach, du dumme Kerl!“, sagte ergriffen der Schneider, dem selbst die Tränen näher waren als das Lachen.

Vom klaren Himmel brannte die Morgenröte herab auf drei mumienartige, am Flußufer aufrechtstehende Lehm-pakete.

Der Schneider, der vor dem Krieg zwei Jahre hinter dem Auszahlungsschalter einer Bank geistert hatte, fürchtete, daß der Beamte schwere Bedenken haben würde, die Hundertpfundnote zu wechseln, wenn er in diesem Auszug erliefene. „Lud ein Väter oder ein Wegger — die holen bestimmt sofort den nächsten Schupmann.“

„Aber gewechselt muß sie doch werden, naturgemäß. Wir können doch nicht weiterhungern mit zweitausend Mark in der Tasche.“

Glasauge wußte den Ausweg. Eine Minute später knieten drei nackte Männer am Flußufer: Das klare Wasser wurde lehmig. Sie wuschen alles gründlich durch — ein Stück Seife hatten sie noch — und dreiteten Anzüge und Semden in die Sonne.

Nach einer Stunde schlüpfte der Schneider in den seinen, der noch etwas feucht war, und nahm alles andere unter den Arm, ging zu einem kleinen Schneidermeister und bat ihn, die Sachen hügel zu düren. Die zwei warteten unterdessen am Fluß zwischen den Weiden.

Pügelstatten hatten die Dosen, und die Semden waren weich wie Seide.

Sie gingen zum Friseur. „Ach, nehmen Sie nur zuerst diesen Herrn dran, wir warten gern so lang“, sagte Glasauge großmütig. „Mr. Blon war, daß der frisierte und abgügelte Schneider schnell zur Bank laufen und sie dann mit dem gewechselten Geld ausbleiben sollte. Aber es stellte sich heraus, daß alle Vorsichtsmaßregeln unnötig waren.“

„Sie hatten aber ein Nordsalz“, sagte sofort der Bankbeamte, der, wie jeder Mensch im ganzen Städtchen, die Geschichte mit der Hundertpfundnote längst kannte.

Alle drei brachen in unwiderstehliches Gelächter aus, als sie einander erblickten, und das Hammeln machte verrückte Sprünge: Nach dem Rasieren waren die tief gebräunten Gesichter um den Mund herum puderweiß. Sie sahen aus wie Zirkusclowns.

Mit dem nächsten Zuge fuhr sie nach Hamburg.

Zwei Wochen später, nach Heberwindung aller Schwierigkeiten auf den Konsulaten, der Schiffsagentur und dem Auswanderungsamt, standen sie eines Morgens in weißen Anzügen und Sandalen auf der Kaimauer und suchten den weit draußen liegenden Dampfer, der sie nach Südamerika bringen sollte. Die Heberfahrt — volle Verpflegung inbegriffen — hatten sie schon bezahlt.

Glasauge war für Sandalen gemessen. Die feien billiger und machten auch einen etwas überleichen Eindruck. Welche Anzüge — Stück sechs Mark — seien einfach unentbehrlich in den Tropen, das habe er gefeiert.

Im Einverständnis mit seinen Gefährten hatte der Schneider gleich nach der Antritt in Hamburg von den zweitausend Mark zehn weggeschlitten und sich zwei Stifföhne machen lassen als Ersatz für die zwei, die er in einem Faustkampf mit dem Vorsteher des Arbeitsnachweises verloren hatte. Er sah gut aus in seinem Tropenanzug, den Gan-



Amerikanische Marine-soldaten postieren an der Fremdenniederlassung in Schanghai ein Maschinengewehr, um jedes Ueberstreifen der Grenzen durch die kämpfenden Parteien zu verhindern.

es sich aber
tarde Markt
Millionen
die sich der
ihres Be-
chtig ist es,
ft gegen
starke Ver-
st geschliten
sogar die
ach wie vor
gen, die die
ilen wollen.
tertschaft hat
ilerhal-
eflation wie
igt werden.
en zunächst
Frage ist,
wird, zumal
Fremdenlagern

schäfte, ge-
ststoffen wo
eine Karte
das Kranzen-
erlegen.
llat, sondern
ht zu haben,
die Schiffe
es geplant
die Frau-
Sachverhalte
er Täter des
em Präsidenten

später noch
bei behaltet
soll als
als an den
k und dafür
werden ist. Si-

richt an, daß
trotzen habe,
en Manu
türlich zu tun
der Weltweite
selbst an der
ehilte Sache
fühlte, weil
fal den An-
Zeit beizuge-
sei jeder auf

fortgeführt.

er Angehörige
abgelehnt
die Möglich-
ade. Danach
ein Komplex
n. Der An-
nicht nur die
die Me-
Wirtin von
angegabener
eins in der
brochen haben

Berlin wurde
mann wegen
drei Jahren
Antrag des
agt.

ejährige
Verzins
dem Polizi-
an, daß sein
cht behandelt

Der medi-
ine Affekt
bl nicht ge-

das gegen die
lung sind
e Kreise
n und sofort
beiden An-
efängnis und
restoren des
ingeführt ist
darin, daß
restoren ein-
en des ersten
entgegen der
darauf den
en Bundes-
mechen sich
lle Zahlun-
weit sie über
gehen, ord-
d, wie Beob-
Bubstums
beachtet.“

stift

chnellant
nach 9 Uhr
mit einigen
ngieren das
anges wurde
Sommer-
nte wurde
elliten leidet
der Rangier-
Der Beob-
Der Holz-
die Schienen
pen sprengen

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100